

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 51 (1947-1948)
Heft: 21

Artikel: Das geheimnisvolle Symbol : eine römische Geschichte
Autor: Pagenstecher, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672214>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

terberg Parnassos tauchte vor seinem geistigen Auge auf!

Anfänglich war seine Wanderung mühelos und beschwingt von der Freude, daß er die Geliebte bald sehen werde, und zugleich beglückte ihn die wunderbare Fügung des Schicksals, daß er der Bringer jener Papiere sein durfte, von denen die Ehre des Fürsten abhing.

Darum empfand er nicht wie einst die Herrlichkeiten der Landschaften ringsum, ihn trieb nur der heiße Wunsch, sobald wie möglich zum Ziele zu gelangen, um den Fürsten und seine Tochter von der quälenden Ungewißheit zu befreien.

Auf einem ausgedehnten Kraterkegel im Albanergebirge gewahrte er Rinder und Schafherden mit ihren Hirten. Noch zogen sie die Kühle der Berge mit ihren saftigen Waldwiesen den heißen Weiden der Ebene vor.

Dioflitas fand sie in großer Aufregung, den Oberhirten aber vor dem Lager eines verwundeten Wolfshundes. Zwischen die zärtlichen Worte, mit denen er den kranken Hund anrief, gellten greuliche Flüche. Mißtrauisch betrachtete er den Fremden, der teilnahmsvoll auf das arme Tier blickte, sich niederbeugte, den wolligen Verband von seiner verletzten Pfote entfernte, ein Stück weißes Linnen von seinem Hemde riß und es behutsam um die Wunde legte. Der alte Hirt wunderte sich, daß sein Hund bei der Berührung des Fremden so geduldig und zahm blieb, und da das kluge Tier Zuneigung zu dem Manne zeigte, faßte auch er Vertrauen und erzählte ihm den Grund seiner Empörung: „Bald hätte mir die freche Kohorte, die schon seit Tagen die Gegend unsicher macht, den Treuen erschlagen, weil er sich beim Raube unserer Schafe zur Wehr gesetzt hat. Vor unseren Augen haben sie die Lämmer geschlachtet, geschmort und verzehrt und Wein und Milch dazu verlangt. Ich hätte sie am liebsten mit meiner Stachelnase aufgespießt, doch sie wäre an ihren starken Panzern, auf denen ihre Phalerae gleißten, bestimmt abgeprallt. Aber ich habe mich an ihnen gerächt, ich gab ihnen einen falschen Weg nach dem Castello des Fürsten an. Der Alte sicherte unheimlich und schlug sich wie besessen auf seine nackten

Schenkel. Und als sie auskundschaften wollten, ob ich Boten oder Soldaten des Fürsten gesehen habe, da log ich ihnen eine ganze Legion vor, die mit ihm an der Spitze nach Rom gezogen sei. Mir ahnt, daß sie nichts Gutes gegen unsern Fürsten im Schilde führen,“ schloß der Hirt mit einem bangen Seufzer seine Mitteilungen.

Dioflitas versuchte (bei der Erzählung des Hirten) seine Ruhe zu bewahren und seine ungeheure Erregung zu verbergen, aber dieser bemerkte sein jähes Erblichen und die Blöcklichkeit seines Entschlusses zum raschen Aufbruch. Er hielt den Fremden für einen von der Kohorte Verfolgten und empfand Mitleid mit ihm. Ohne in sein Geheimnis zu dringen, sagte er ruhig: „Wenn du Schutz suchst, findest du ihn beim Fürsten, er ist gut.“

„Ist der Weg dorthin noch weit?“

Angst flackerte in Auge und Stimme des Jünglings.

„Komm, ich werde ihn dir zeigen,“ sagte der Hirt, und sie stiegen die Anhöhe hinauf, auf der die armselige, mit Schilf, Stroh und Zweigen bedeckte Hütte des Alten stand.

„Dort“, deutete er mit der Hand gen Süden und erklärte dem gespannt Horchenden weiter: „Den äußersten Abhang des Berges mußt du erreichen. Ein breiterer Weg, von Olivenbäumen überwölbt, führt dich von da zu einem uralten Tempelhain. Du hast gewiß schon von ihm gehört.“

Seine Miene wurde fromm, verhaltene Ehrfurcht wärmte seine Stimme, und er fuhr fort: „Seit undenklichen Zeiten wandern unsere Väter zu diesem Heiligtum, das der Göttin Juno Lanuvium geweiht ist. Verrichte dort dein Gebet! Dann wende dich dem Abhang zu, an dem sich das Städtchen Lanuvium schmiegt, doch betritt es nicht. Häfcher könnten dich erspähen. Ein gangbarer Pfad bringt dich zum Saccotal, dessen Sümpfe und Kraterseen von Wiesen und Aekern unterbrochen sind. Beim vorletzten der kleinen Seen kannst du das Tal durchqueren. Du stößest dann auf die ersten Walbhügel der Sabinerberge. Luffwände mit schützenden Höhlen leuchten dir dort entgegen. Nun merke wohl auf — wo du zwei Zisternen liegen siehst, einen

Wasserfall rauschen hörst, mußt du den mächtigen Pinienwald betreten. Höher und höher mußt du klettern, denn das Castello liegt auf einer hohen Felskuppe, die nach dem Osten hin zu den Volkferbergen steil abfällt und zu deren Füßen ein größerer See liegt. Wenn du die schlanken Eukalyptusbäume siehst, ihren herben Geruch spürst, bist du am Ziel. Gärten werden dich aufnehmen, so schön, wie keine am goldenen Hause des Kaisers Nero standen. Ich habe sie früher oft sehen dürfen, wenn ich Milch und Käse brachte. Der Fürst war uns Armen immer ein gerechter Herr."

Zum Abschiede gab der Hirt dem Jüngling noch eine Flasche, gefüllt mit dunklem, gelbem Wein und eine Handvoll schmackhafter Pinienkörner, dann legte er ihm noch einen alten, zottigen Schafpelz um.

"Die Herbstnächte sind schon kalt," mahnte er, als Dioklitas das Geschenk verweigern wollte.

Dieser ging nochmals zum Hund Albo, strich über sein gelbbraunes Fell und sagte dankbewegt zum Hirten: "Ich werde dem Fürsten von deiner Treue erzählen."

Der Weg zum Tempelhain erwies sich als sehr beschwerlich. Er führte durch urwaldartige Baumgebiete, zerrissene Luffgebilde und Trümmer kleiner Castelle. Mitunter stand der Jüngling vor einem Gewirr von Schlingpflanzen, die von den mächtigen Baumgruppen herabhängen und mit den hohen Farnkräutern gleich Tauen verschlungen waren. Aber sein starker, waffengewandter Arm kam ihm zu Hilfe und brach ihm Bahn zu jenem Weg, der ihm endlich den Hain der Göttin Juno zeigte.

Das Heiligtum schien verlassen. Die Säulen, von Efeu umrankt, wiesen Spuren von Verfall und Zerstörung auf. Aus einer von Marmor bekleideten halbkreisförmigen Nische mit stark verblassten Mosaikmalereien leuchtete die große Statue der Göttin. Inbrünstig war sein Gebet zu ihr. Alle Last der Liebe und Sorge vertraute er ihr an. Mit flehendem Blick umfaßte er ihre Gestalt. Aber sie hatte nichts von der milden Klarheit und der gütigen Hoheit seiner heimatischen Göttin Demeter. Sie war voll imponierender Kraft und Strenge und sah

kühl und erhaben über alle menschliche Bedrängnisse und Leidenschaften hinweg. Ueber Kopf und Schulter trug sie ein Ziegenfell, das ihr als Helm und Schild diente, sie hielt einen Jagdspieß in der Hand, und seltsam verlockend schien dem Betrachter das kräftige Schuhwerk, schnabelartig gebogen.

Er sah auf seine zerrissenen und zerfetzten Sandalen; ein Lächeln kam ihn an: "Göttin, laß ein Wunder geschehen! Löse deine ganzen Schuhe, daß sie mich wie auf Flügeln zum ersehnten Ziele tragen, denn siehe, meine Schuhe versagen bald ihren Dienst."

Aber die Göttin blieb stumm, und ihre Augen verloren sich in göttliche Bezirke, weit, weit hin.

Er pflückte einen Myrthenzweig und legte ihn huldigend vor der Statue der Göttin Juno, befestigte die Riemen an den Sandalen und begann ungehemmten Schrittes den Abstieg zum Saccotal.

Vom Süden her drang Purpur, Violett und Blau in die weite Landschaft und kündete an, daß das Gebirge nahe war. Im Tale dampften schon die Nebel. Das Städtchen mit seinen Häusern und Wachttürmen schien im grauen Dunst und Abendsonnenschein zu zerfließen. Ihm gegenüber atmeten die ersten Waldhügel der Sabina in grüner, runder Wölbung und streckten sich ihm entgegen. Als er froh und mutig durch die sumpfige Uferwiese dem zweiten Kratersee zuschreiten wollte, ganz wie der Hirt ihm geraten hatte, bemerkte er am anderen Ufer des zweiten Sees etwas Weißschimmerndes, vor dem sich ein Lebendiges, Braunes bewegte.

Vorsichtig schritt er bis zur Mitte des Pfades, der die beiden Seen trennt. Zu seinem Entsetzen sah er ein Zelt und davor gesattelte Pferde. Ist es die Kohorte? Er zählte — eins — zwei — drei Pferde.

Ein Hund schlug laut an. Schon trat aus dem Zelt eine Gestalt, deren Glänzen den Waffenschmuck des Soldaten verriet.

Er duckt sich und kriecht zum Schilfe des Sees, fühlt schlammigen Boden, schon hört er Schritte, leises Klirren von Waffen, geht tiefer in den Sumpf hinein. Wenn er sich nicht zu

retten vermag, sollen die Häfcher wenigstens nicht die Dokumente, die Kleinodien der Geliebten in ihre Hände bekommen. Er ist fest entschlossen, sie in den See zu werfen. Er greift zum Sack, der die Schätze verbirgt und den er auf seinem Rücken getragen hat. Er lauscht wieder. Es wird still um ihn, nur einmal noch bellt der Hund unheimlich auf, und behutsam, in kriechender Haltung schleicht Dioflitas wieder zurück, um den großen Bogen von dem letzten der Seen zu nehmen.

Durch das Eindringen in das Schilfgestrüpp hat er einen Schwarm von Mücken und Fliegen aufgeschreckt, die ihm nun folgen und ihn umschwirren. Er achtet ihrer nicht.

Als er sich aus dem Blickfelde der Häfcher wähnt, richtet er sich auf, beschleunigt seinen Marsch, um die verlorene Zeit einzuholen. Kälteschauer durchrieselten ihn und lassen ihn spüren, wie lange er in dem kalten, sumpfigen Schlamm gehockt hatte.

Die fernen Volkserberge steigen aus Feuchte und Nebel jäh auf. Ihre dunklen Gipfel erscheinen ihm wie drohende Phallushäupter, wie die Dämonen seiner Häfcher.

Der Weisung des Hirten folgend, ließ er das Gebirge und die weite Ebene, die sich zum Meer erstreckte, im Rücken, er lief, lief, nur um sich zu wärmen und gelangte endlich zum andern Ufer. Er horchte auf! Nein! Keine Stimme, keine Geräusche von Pferdehufen dringen zu ihm. Er hört nur das Gedröhn eines Wasserfalles, der aus gewaltiger Höhe in den Talkessel hinabstürzt. Er ist voller Hoffnung, denn er weiß, daß er nach der Beschreibung des Hirten bald am Ziele ist.

Und richtig, er findet die zwei Zisternen, zwischen denen sich der Eingang zum Pinienwald aufstat. Luffwände mit vielen Höhlen leuchten in rotbrauner Färbung. Hastig, hastig geht es aufwärts, über Steinbruchschluchten, an schroffen Lava- und Luffwänden vorbei.

Er keucht weiter, weiter, denn schon war der Nebel in den Wald gedrungen und hing mit grauen Schleiern zwischen den Baumriesen. Es wurde dunkler und dunkler. Urwaldwildnis, Urschweigen starren ihn an.

Er spürt eine große Mattigkeit in den Gli-

edern, Durst quält ihn. Für Augenblicke erquickt ihn der Wein des Hirten. Dann dringt er durch das Halbdunkel, gerät auf verwilderte Flächen voll Disteln und Dornengestrüpp. Seine Füße schmerzen, die Glieder werden bleischwer. Grauweiß schimmert eine hohe Mauer! Ist er am Ziel? Er tastet sich hin, erreicht die Steilwand eines Steinbruches und läßt sich erschöpft vor ihr nieder. Um ihn legt sich ein tiefes Dunkel, das alle Dinge gleich macht. Er ist nicht verzagt, er weiß, bald wird er die Geliebte sehen. Er nimmt den warmen Mantel des Hirten, hüllt sich in ihn und träumt von den Gärten, den Gärten, von denen sie ihm so viel erzählt hat . . . Sie steigen terrassenförmig auf zu der wuchtigen Schönheit des Castellös mit seinen monumentalen Freitreppen und den Arkadenhöfen. Da glänzt und leuchtet es in allen Farben und Arten italienischer Flora. In harmonisch geordneten Gruppen stehen Myrthen, Lorbeer und Zypressen, die Symbole der Liebe, des Ruhmes und des Todes. In den rosenroten Gainen von Oleander und scharlachroten Granaten schimmern die Marmorbilder der Götter. An Marmorbrunnen und Fontänen blühen die Rosen aller zauberhaften Arten. Und Dioflitas träumt von der heißersehnten Stunde, da er mit der Geliebten im Cosgarten, in dem die Pfirsichbäume stehen, verweilen kann. Die Seligkeit dieser Hoffnung wiegt ihn in sanften Schlummer. Als er erwacht, schweben nicht mehr die lieblichen Bilder des nahen Zieles vor seinen Augen. Die verderblichen Fieberdünste sind ihm gefolgt, nehmen mehr und mehr von seinem Körper Besitz und peinigen ihn mit Schmerzen und Fieberschauern. Noch einmal rafft er sich zum Weitermarsche auf. Noch hält er sich gegen den Feind und packt ihn mit starkem Willen an. Seine Liebe ruft alle lebenserhaltenden Kräfte in ihm auf, um den Giften Widerstand zu leisten. Oft sinkt er ermattet hin, der Durst quält ihn unsagbar. Das Herz sticht, und es pocht wie ein Hammer. Die wunden Füße bluten und schmerzen bei jedem Schritt. Schwindel packt ihn, er geht nicht mehr, er taumelt. Nach langem Umherirren erblickt er einen Pfad, der scheinbar viel begangen, in regelmäßigem Zickzack aufwärts führt. Herber Geruch von Euka-

lyptus umfächelt kühlend seine brennende Stirne. Er lächelt — die Hoffnung, am Ziel zu sein, gibt ihm die letzte Kraft.

An den großen Toreingängen des Castellös stehen wie Wächter die hohen Zypressen. Todesmatt schleppt er sich zu ihnen hin. Sie brannten auf wie düstere Trauerfackeln.

Soldaten des Duumvirs fanden Dioflitas. Er hatte solange den Tod bezwungen, bis seine Sendung erfüllt war und er die Schätze in sichere Hände geben konnte.

Pulchra vernahm, daß die Dokumente ihres Vaters gerettet seien, der Bote aber im Sterben liege. Man reichte ihr die Juwelentruhe, zeigte ihr die blutigen Sandalen, die sie voll Inbrunst zu sich nahm. Aus der kleinen Truhe nahm sie den kostbarsten Ring, der mit einer Came geschmückt, einen griechischen Gott zeigte. Dann ließ sie sich zu dem Sterbenden führen, den man in die kühlen Gemächer des Fürsten gebracht hatte. Sie streift den Ring mit dem Götterbild an einen Finger seiner rechten glühenden Hand. Aber er erwachte nicht. Pulchra klagte nicht, sie weinte nicht. Doch ihre Starrheit wirkte erschütternder als ein Ausbruch des Schmerzes. Tag und Nacht wich sie nicht von seinem Lager, sie verweigerte Speise und Trank. Sie achtete nicht ihrer Umwelt. Sie blickte nur auf das Antlitz des Fieberkranken, hoffend, daß er noch einmal die Augen öffnen werde, um das letzte Zeichen der Liebe von ihr zu empfangen.

Am siebenten Tage, als Tod und Leben sich die Hände über dem Haupte des noch immer

Bewußtlosen reichten, schlug Dioflitas noch einmal die Augen auf und umfing ihren Blick mit dem Ausdruck seiner machtvollen Liebe. Dann legte der Tod unendlich sanft seine Hand über das schöne Antlitz.

Dioflitas, der einst Sklave gewesen, wurde als Edler bestattet. Er erhielt einen Sarkophag, der aus dem edelsten Marmor seiner Heimat gefertigt war und in dessen Gestein Flecken gleich weißrosa Pfirsichblüten schimmerten. Seine Grabkammer in den Felsenhöhlen des Castellös schmückte ein schlichtes Relief, auf dem eine Juwelentruhe zwischen zwei Sandalen eingemeißelt war.

Nicht lange nach seinem Tod fand man Pulchra entseelt unter einem Pfirsichbaum. Nur ihr Lehrer wußte von ihrer Flucht in den Tod und wußte, daß Liebesruf und Todesruf sich vereinigt hatten.

Als er am Abend der Trauerfeier auf der Burghöhe stand, sah er ein seltsames Bild: Er erblickte am Himmel, er sah im Spiegel des Sees zwei Sonnen, die sich wie Königsmenschen begegneten, in purpurnen Gewändern angetan, und ihm war, als ob die beiden Gestalten in Blut ineinander verschmolzen, langsam verblaßten und untergingen in ein ewiges Unbekanntes.

Ein hehres Beispiel menschlicher Liebe und Dankbarkeit hatte sich vollendet, und nur der Stein mit seinen Zeichen spricht von ihm noch heute.

Ruth Pagenstecher.

Lechzende Erde

Dürre lastet auf den Feldern.
Alles, was nicht erdgebunden,
hat in Busch und nahen Wäldern
kühles Schattendach gefunden.

Sieh auf gelben Aeckern schweben
Dünste, die im Fieber zittern —
und der Sonne heisses Weben
möchte letztes Feucht verwittern.

Oh, au tausend tiefen Wunden
lechzt die spalt-zerrissne Erde,
Durst und Nöte zu bekunden,
dass ihr endlich Stillung werde.

Oh, wie duldsam ist dein Glaube,
nie verzagte, gute Erde,
ahnend, dass aus allem Staube
Auferstehung blühen werde.

Heinrich Toggenburger